

(Nachdruck verboten.)

## Der Kaffl vom Hollarbräu.

27] Roman von R. von Seydlitz.

Am ersten warmen Maitag eröffnete der Gastgastkeller — denn die hartnäckigen Münchener nannten ihn immer noch so — seine Pforten unter Trompetengeschmetter einer Militärkapelle. Ringelmann fuhr durch Garten, Küche und Keller wie eine tolle Ratte; überall sah er zum Rechten und schwigte wie ein Schauspieler vor seinem ersten Auftreten.

Auch Gehebart stieg in allen Winkeln umher; nur etwas ruhiger. Bis gegen Abend hatte er im Endhaus zu thun, erst als die Gasflammen brannten, stieg er durch den Gang neben der Mälzerei zum Keller empor.

Als er eintrat, lärmte die Musik gerade aufs wildeste, und er blieb an der Zaunpforte stehen, verblüfft durch die wimmelnde Menschenmasse; das Debut schien glänzend gelungen! Wo kamen nur alle die Menschen her, die doch sonst offenbar anderswo ihren Abendtrunk schlürften? War's das Bier, die Musik oder die Neugier, die sie heute hertrieb?

Genug, sie waren da. Sie gingen und kamen, sie sahen und standen, drängten sich an der Schenke, aßen und tranken, lachten, schwatzten und schrieten. Unter den hellblendenden Gasflammen stieg der blaue Tabakrauch auf, darunter wogte die bunte Menge, dazwischen leuchteten weiße Tischflügel, und unter diesen der weiße Schotter, auf dem Papiere herumlagen, von Hundstücken besetzt. Die Kinder schrieten, die Krüge klapperten, und an der Küche schallte das Kommando- wort der Ausgeberin; über all dem aber paukte und toste die laute Musik.

Ganz am Eingang lungerten Zaungäste, zögerten Hausierer. Darunter ein elendes, mageres Mädchen mit Blumen. Kaffl fiel plötzlich wieder der alte Thorbogen des Hollarbräu ein, unter dem er einst auch nach einer Rose gesucht — und dem festen, thatkräftigen jungen Mann, der so ernst und fleißig durch sein Leben ging, passierte es jetzt plötzlich, daß er etwas wie eine Art Seufzer in der Brust verspürte. Aber er unterdrückte das, wie immer, und ging zur Schenke.

Dort begegnete ihm Ringelmann: „Ja Herrgott, Kaffl,“ rief dieser, sich den Schweiß wischend, — „wenn dees so fortgeht, brauch'n mer nächstes Jahr an zweitem Keller.“

„Warts nur ab, Ohm,“ war die ruhige Antwort. „Sel — aber schön is's!“ rief der andre stolz und vergnügt.

Kaffl nickte und sah über die brausende Menschenmenge, die sein Bier trank. — Freilich war's schön! Denn im geheimsten Winkel der Mannesseele steckt immer der Wunsch, zu wissen, was man auf dem Markt gilt: und die wahre Freude am Dasein ist das Erstarken dieses geheimen Wanks, das den Mann und sein Lebenswert mit den Mitmenschen verbindet.

Hier aber sah der Brauer die heiteren Mienen, hörte das zufriedene Dedeklappen und beobachtete die kurzen beifälligen Bemerkungen, die Bekannte mit einander über sein Gebräu austauschten.

Ringelmann hatte den Morgen, wie in einem letzten Zagen und Bangen noch ironisch gesagt: „Wenn nig hilst, hängt mer an Hartshierhelm aus Fenster.“ — Denn wo die großen Flechthäuben am Nagel hängen, ist bekauntermaßen das Bier gut.

Aber dazu kam's nicht. Ohnedies hatte alles, was in der Nachbarschaft mauerte, zimmerie, Droschken fuhr oder als Dienstmann herumstand, die Gaststube des Ludwigsbräu zum Bierlieferanten erhoben, und der Zug talkbestäubter, ziegelgeröteter Arbeiter oder weißbehaubter Wörtelweiber, der an einer Bierquelle aus- und einströmt, ist ebenso wie jene Flechthäube die beste Empfehlung.

Ja, es ging! Es war schön! Sogar ein vor kurzem in Unfrieden gegangen — wordener Schreiber aus Ringelmanns Comptoir sah da unter den Gästen. Also auch er hatte das Bier so lieb gewonnen, daß

er seine Entlassung vergaß und seine Maß Ludwigsbräu schlürfte! — Das rührte Kaffl; der Mann sah allein an einem Tisch und sah recht reduziert aus. Wie Kaffl vorbeiging, begrüßte er ihn höflich, und der Bräumeister blieb stehen und fragte ihn nach allerlei. Der arme Teufel fing alsbald eine Jeremiade an, — er war noch stellenlos, hatte Kinder und sofort. Kaffl setzte sich an den Tisch und schlug ihm vor, wieder einzutreten, mit Ringelmann wolle er das schon ausmachen.

Merkwürdig aber, der Mann wollte nicht. Er trank aus und wurde plötzlich schweigsam. Kaffl fragte endlich dringender, bohrte an ihm herum; denn der Mann war, das sah man ja, bis an den Hals hinauf voll von etwas, was er nicht sagen wollte. Kaffl vermutete, daß das vielleicht gerade der Moment sei, etwas fürs Geschäft Wichtiges zu erfahren. — Es kam auf Kaffls Wink eine frische Maß, und endlich löste sich der Mann; erst tröpfelten die Worte, dann aber brach's los, und Kaffl unterbrach ihn nicht.

Zurückkehren zum Ludwigsbräu? Nein, — nein, gewiß nicht. — Er nicht, und wenn er verhungerte. — Warum? — Ja! Mei! — Galt, so — . . . „Wissens, Herr Bräumeister, sagen mag i's net, und glauben thaten S' mir's am End a net. — I merk scho, Sie wissen ja von gar nig. — Laf'n mir's also gehn, redn mer von was andern. — Geltens, daß S' mi nachher no mehr ins Unglück bringen, daß i Zeugnis abgehn muß; und nachher heißt's auf amal Verleumdung und so und i bin der Eingangne. — Dees fallet mer ein! — Aber wahr is's doch. Und i mein alleweil, — dees wenn Sie wisseten, Herr Bräumeister, — na' gängeten S' a wie-r-i. — No, weil ma halt sei' bissel Ehr hat; lieber verhungern.“

„So?“ meinte Kaffl; „aber mei Ehr gilt bei Jhna nig, daß S' dran dächten, daß S' 's mir a sagten?“

Und dann gings los. Es war eine verwickelte Geschichte, gespielt mit dem in der ultranontanen Volksseele stets schlummernden Judenthums, der bei jeder vermeintlichen Gelegenheit hervorbricht; der gewesene Buchhalter war, kurz gesagt, seiner Ansicht nach dahinter gekommen, daß Ringelmann aufs ärgste betrog. Und natürlich, so folgerte der Mann, mußte der „Jude“ dahintersteden. Die Bücher waren von Anfang an gefälscht, Ankäufe waren eingetragen, die nie stattgefunden hatten, an den Preisen, den Löhnen war herumkorrigiert worden, die Baukosten-Rechnungen spielten auch eine bedenkliche Rolle, kurz es war ein unergründlicher Sumpf von schwarzer Fäulnis; und Ringelmann hatte bereits ein ansehnliches Kapital auf der Vereinsbank deponiert; und hinter allem steckte eben, wie gesagt, der „Jude“. — Nebenbei bemerkt, war Bankier Mindelheimer so unschuldig an etwaigen Machedschaften Ringelmanns zu dessen Bestem, als er unschuldig war am guten Gebräu Kaffls. — Was hätten ihn auch die Kleinigkeiten gekümmert; ihn künmmerte der Glanz und das Ausblühen des Geschäftes, der Absatz, der Kredit und vor allem der Jahresabschluss; und für später der Moment, in welchem das Geschäft einmal auf Aktien gestellt werden konnte.

„Segns, Herr Bräumeister, — wann's la Jude war, war i glei z' eam selber ganga; daß er's g'spannt, was da vorgeht; und wann er selber Dreck am Stecken hat, daß er's waß, daß i's waß, wissen's. Segns, Herr Bräumeister, — a so steht's. Jetzt ruinirt S' an unglücklichen Familienbata und zeig'n S' mi an, weg'n Verleumdung. Denn beweis'n kann i's ja net, i hab ja la Stückel Papier in der Hand, und der Ringelman is z' schlau. Wann S' d' Bücher residirn, finden S' nig.“

Kaffl war weit entfernt, einen Münchener Familienbater zu ruinieren, er schenkte dem armen Kerl vielmehr Geld und hieß ihn vor der Hand schweigen. — Er selber verstand, — Gott sei dank, dachte er jetzt, — nichts von der Buchhalterei und allem kaufmännischen Gebahren. Er nahm sich auch fest vor, nichts selbst in der Sache zu untersuchen. Er glaubte auch nebenbei gar nicht an Ringelmanns Fähigkeit, zu betrügen. Der Ohm war von je lieb und fürsorglich zu ihm gewesen wie ein Vater. — 's mochte wohl alles faules Geschwätz sein; und da er's nicht ergründen konnte noch wollte, — einen Professor für diese „Krankheit der Buchführung“ kannte er nicht, der etwa hätte helfen können, wie der beim

Gären, — so ließ er's gehen wie's ging, und bekümmerte sich lediglich um seinen Teil an der Arbeit.

Und das merkten wieder die andren, die Burschen, die Leute im Comptoir, die Bierfahrer und die Kunden. Auch ließ man's ihn empfinden; mit ihm verkehrte es sich streng, aber angenehm. Und dabei blieb's denn durch ein Jahr. Die Kellerkonzerte waren ein Treffer, das Bier wurde eher noch besser, und alles ging prächtig vorwärts. Sein Leben verlief am Schnürchen der Arbeit maschinenmäßig glatt. Die Scheu vor Geselligkeit im höheren Stil berging mit der Zeit und sein Dasein zeigte ein seltsames Gemisch von Anspruchslosigkeit und beginnender Verfeinerung.

Ueber Ringelmann drangen hin und wieder neue Klatschereien zu seinen Ohren, aber er achtete grundsätzlich nicht darauf; was ging's ihn an, wenn der Ohm ein verdächtiges Verhältnis unterhielt, das ihn angeblich Unsummen kostete? Wenn er fortfuhr, die Buchhaltung „glatt zu machen“, wo bedenkliche Löcher und Unebenheiten sich hätten zeigen müssen? Der Ohm stattete ihm mit rührender Pünktlichkeit und Sorgfalt Bericht ab über sein eignes Konto und Kasß mußte einigemal einsprechen, um zu verhindern, daß ihm der fürsorgliche Oheim zu — erlaubten, aber ungesuchten — Nebenverdiensten verhalf, Verkäufe von Zeug und dergleichen, mit dem andre Bräumeister sich ein geduldetes Einkommen verschaffen.

Im dritten Jahre aber sollte es anders werden und noch viel, viel schöner: so hatte es der Rat der Kapitalisten beschloffen.

„Ringelmann,“ sagte Mindelheimer eines Tags, „da alles glatt geht, — wie denken Sie über eine Vergrößerung des Betriebs? Kapital wäre zu haben —“

„Aber Absatz, Herr Mindelheimer! — Wo soll das viele Bier hin? Mich wundert jetzt schon, wenn ich die Unmasse Brauereien sehe, und die Produktionsziffern betrachte, wer das alles saufen soll? Ueber fünfhundert Liter pro Mann trinken allein die Münchener im Jahr!“

„Nein — aber sie produzieren so viel. Sie vergessen, daß der Export darin einbegriffen ist!“

„Ja, Export —! Wer den haben kann!“

„Haben können wir's ebenso gut. Wissen Sie, was Spaten, Löwen, Pschorr und Hofbräu jährlich in Berlin zum Beispiel verdienen? Nein, ich auch nicht. Aber, was sie auskänten, könnte man vielleicht einmal ausrechnen. Und daß es rentiert, beweist sich durch die kolossalen Unkosten, die sie ohne zu zögern darauf von Jahr zu Jahr verwenden. Wenn's Ihnen recht ist, ich fahre so dieser Tage nach Frankfurt und Berlin; kommen Sie mit, — sehen wir uns dort einmal um.“

„Dierzehn Tage darauf eröffnete Ringelmann dem verblüfften Reffen den Beschluß.“

Es war in Berlin, an einer unwinneten Ecke der Friedrichstraße ein mächtiges Lokal gemietet, Pacht und Lieferung abgeschlossen. Zum Herbst mußte bereits der neue Stoff in Berlin fließen.

Kasß saß starr vor dem Oheim, der Mund blieb ihm offen . . .

Gegen vergrößerten Betrieb hatte er nichts, nur, wie sollte er in aller Herrgottswelt die Unmasse Exportbier auf-treiben bis dahin? Entweder der Berliner bekam nichts oder die alten Münchener Kunden. Man konnte doch nicht aus einem Hektoliter zwei machen, wie jener aus einem Schwefelholz zwei, durch Spalten?

„Sonst fällt Der nig ein, Ohm?“ fragte er zuletzt, beinahe mit Unmut.

Aber der Oheim war nicht erschüttert. Er zeigte einmal wieder, daß er die detailliertesten theoretischen Kenntnisse besaß.

„Zerschüt kommen die Berliner, natürlich. Da is b' Konkurrenz von Grund auf zu besiegen. Die Münchener saufen eh allen Pempel, den mer ih'n zammerschütt't. — Dent nur zerschüt an's Exportquantum, und das wirst ja verstehn. — Hernach, — die hiesigen, — no mei', — nimmst halt 's Erntebier her —“

„Was? die solln an Scheps trinken? Meinst, die fallen nit ab? Alle verlieren mir s'. Alle.“

„No, wenn a amal einer fortbleibt, — der Keller wird do wieder voll, die Gasteigkonzerte sind amal den Münchnern ans Herz gewachsen.“

Aber Kasß wurde finster. — „Ohm — dees thu i net!“

(Fortsetzung folgt.)

## Aus der musikalischen Woche.

Im Juli des vorigen Jahres hatten wir eine wertvolle und eigenartige musikalische Erscheinung kennen gelernt: Jung-Finnland mit seinen Kompositionen und seinem Helsingforsker Orchester. Damals war an dieser Stelle der Gesamteindruck, den uns das eine der beiden Konzerte, erläutert durch eine Broschüre, hinterlassen hatte, wiedergegeben worden, durch die Andeutung, daß es sich, wenn auch mit Anschluß an besondere Vorbilder, um „etwas ganz Echtes, ganz und allzu sehr Ernstes“ handelte. Nun scheinen sich einige dieser Künstler im Berliner Musikleben tiefer einzuwurzeln zu wollen. Der „Berliner Tonkünstler-Verein (Freie Musikalische Vereinigung)“ hatte für letzten Donnerstag zu einem außerordentlichen Vortragsabend eingeladen, der lediglich Werke solcher finnischer Komponisten brachte: teils Lieder, teils Instrumentalstücke, größtenteils noch unveröffentlicht. Sowohl der Umstand, daß es also mehrere Novitäten galt, wie auch das Interesse, das diese eigene junge Welt verdient, hatte mich bewogen, jenes Konzert vor vielen andren zu bevorzugen und es nach Anhörung des Anfangs eines etwas früher beginnenden novitätenlosen Konzerts zu besuchen. Indessen erwies sich gerade dieses bald als so anziehend, daß die Zeit zu jenem finnischen Vortragsabend nicht mehr reichte, und daß wir uns diesmal mit einer Feststellung des Ereignisses und mit der Hoffnung auf seine baldige Wiederholung begnügen müssen.

Die Sirene, die den Kritiker auf diese Weise festhielt, war eine längst berühmte und auch von uns oft charakterisierte Sängerin, Frau Lilli Lehmann. Nicht, daß sie gerade diesmal besonders schön gesungen hätte. Im Gegenteil. Mag es nun eine augenblickliche Indisposition oder aber ein allmähliches Sinken der früheren Frische gewesen sein: jedenfalls kamen an jenem Abend die höheren Töne nicht ganz mühelos und mit einem merkwürdigen „Hinaufziehen“ heraus. Und was wir schon immer über die Ausdruckskraft dieser Sängerin gesagt, brauchen wir nicht nochmal wiederholen. Für Lieder von einem Noturpathos wie Schuberts „Almacht“ oder für Lieder von einem Kunstpathos wie Beethovens „Adeleide“ ist sie nicht so geeignet wie für Scherz-, Schall- und Herzhaftes. Das Allerhöchste und Herzhafteste aber, das sie an diesem Abend vorbrachte, war der Bassist Emil Fischer, für ältere Berliner Musikfreunde ein alter Bekannter. Seine echte Bassstimme ist in den tiefsten Lagen freilich nicht ganz voll und rund, vielmehr durch einige Rauigkeit gestört, sonst aber von vorzüglicher Geschmeidigkeit und in einer für Bässe seltenen Höhe (ich glaube mich eines 2' zu erinnern) von leichtestem Ansprechen. Unter den Duetten, die er mit seiner Partnerin sang, waren die von Cornelius eine besondere Freude; doch auch eines von Reinhold L. Herman — der wieder kunstvoll am Klavier begleitete — erfreute durch einen ernsten, gewichtigen, wirkungsvollen Charakter. Solo trug der Sänger die Haydn'sche Komposition von Schillers „Teilung der Erde“ vor, ein anscheinend nicht abgeleiertes Stück, das den „Haydn-Vater“ wieder in seiner hingebenden Größe zeigte. Hingehend — denn dieses Lied erweist abermals, wie gern Haydn von dem viel jüngeren Mozart Anregung nahm. Mozarts „Hallenarie“ aus der Zauberflöte (1791) ist ersichtlich das Vorbild gewesen, das Haydn hier selbständig verwertete. Das Gedicht stammt aus dem Jahr 1795, die Komposition wahrscheinlich aus der Zeit, da Haydn durch seine zwei großen Oratorien, von denen jenes Lied gleichsam ein Ableger ist, eine denkwürdige Altersblüte trieb.

Außerdem sang Herr Fischer die, wohl mit allen Preisworten nicht anzupreisende Ballade Loewes „Archiebold Douglas“ (Gedicht von Fontane). Welchem Concertfreund ist nicht Guras Vortrag dieses Werks in Erinnerung! Und dazu hatten wir tags darauf das Glück, den „Douglas“ abermals von einem andren Interpreten zu hören, vom Hofopernsänger Paul Knüpfer. Herr Fischer ist unter diesen dreien, obchon der Älteste, doch der modernste Ausdrucksänger. Er bemüht sich, jede Silbe und sonst jede Einzelheit mit genau angepaßter Deklamation herauszuarbeiten; die Melodie, die hier eine so große Rolle spielt — ich meine besonders das Motiv der Erinnerung an die Jugendzeit — ist für ihn untergeordnet. Gura sagt das Lied mehr im ganzen und einheitlichen, weniger zerfasert; schon daß er das Zeitmaß schneller und gleichmäßiger nimmt als Fischer, ist dafür charakteristisch; und jene Melodie läßt er mehr mit der in ihr liegenden Eigenkraft wirken. Knüpfer hingegen nimmt den „Douglas“ mehr schnuschtig, geheimnisvoll, weich; leider muß ihm die Weglassung der die Jugenderinnerungen hauptsächlich schildernden Stelle, ohne die der schließliche Auf des Königs, wieder dahin zu reiten, seine Bedeutung größtenteils verliert, hart angeschrieben werden. Alles in allem möchten wir doch Herrn Gura den Vorzug geben; seine erwähnte großzügige Darstellung und dazu noch das Romantische; Erwähnte, das er dem Werke abgewinnt, scheinen diesem am meisten gerecht zu werden.

Mit dem Charakter eines Gesamtausdrucks statt eines Einzelausdrucks, mit den einfachen großen Zügen, mit der in Anschlag und Ausdruck stets eingehalteneren Milde, die allen Versuchungen zu scharfen Spigen und Eingeleffelten (im Finale von Beethovens As-dur Sonate vielleicht zu sehr) ausweicht, und mit dem Schlichten und rührend Varien (zumal im Variationensatz dieser Sonate, dem dann freilich ein kräftigerer Zug in einer Chopin'schen Ballade zur Seite trat) — mit all' dem steht der Klavierspieler Conrad Ansforg an dem Klaviermeister

individuell gegenüber. Mit „Polnischen Liedern“ von Chopin (deren erstes übrigens an unser „Steh' ich in finst'rer Mitternacht“ erinnert) und mit dem Militärmarsch von Schubert — einer Komposition, die zeigt, wie auch eine solche Klasse von Musik künstlerisch behandelt werden kann — hatte Anfsorge noch eine besonders glückliche Wahl getroffen.

Das Konzert, in welchem wir diese verhältnismäßig neuen Eindrücke genossen, war wieder eine der volkstümlichen Veranstaltungen des rührigen C. Mengewein; und wieder bereicherte uns dessen „Madrigal“-Vereinigung mit historischen Gaben. Wie interessant war doch der Sprung von jenem weltlichen Kunstlied der Renaissance zum „Jungen Schäfer“, einer Melodie aus dem 18. Jahrhundert, die uns bereits in die gegenwärtige Weise des Melodischen mit dienender Harmonie, des taktmäßig Weirischen und des mehr oder minder strophisch Gegliederten führte! Und schließlich noch ein solches Ensemble-Lied: Löwes „An der Marienkirche“, in welchem so recht zu erkennen war, wie dieser und andre ältere Komponisten im Stande sind, mit der Melodie zugleich Ausdruck zu geben, und wie sie dadurch über solchen stehen, die nur mit dem einen von beiden Faktoren oder auch mit beiden, aber getrennt wirken.

In den gewöhnlichen Konzerten unserer Gesangsvereine bekommt man freilich vorwiegend mit Kompositionen zu thun, die weniger durch Ausdruck und mehr durch Melodie — leider meist durch alltliche, bestenfalls zierlich idyllische — wirken. So war es auch Sonntags in dem Konzert des Gesangsvereins für gemischten Chor, der den so gut klingenden Namen seines Gründers Ludwig Ert, des Schöpfers und Bearbeiters so vieler Volks- und Jugendlieder, an der Spitze trägt. Das Konzert galt dem 25jährigen Dirigenten-Jubiläum des Vereinsleiters, Musikdirektors G. Gaebler. Drei Sätze aus einer Klavierfonate desselben zeigten eine sympathische, doch sehr an die Welt einer Familienfestigkeit erinnernde Kompositionsart und wurden von Rich. J. Eichberg nicht eben durchaus deutlich herausgebracht. Anlaß zum Besuch und zu einer kritischen Würdigung dieses Konzerts gab uns die Einfügung von Schumanns Märchen „Der Rose Pilgerfahrt“ in das Programm. Die Dichtung, die diesem Werk zu Grunde liegt, von Heinrich Moriz Horn stammend, dürfte trotz ihres vergangenen Geschmacks zu den besten Kompositionsgrundlagen gehören; und die Musik ist, trotz ihrer ebenso wie bei „Paradies und die Peri“ störenden Gleichförmigkeit und Süßlichkeit, doch eine ganz bedeutende Leistung. Man mußte dies auch bei der Aufführung in jenem Konzert fühlen, die offen gesagt nicht auf besonderer Höhe stand. Schon die Ersetzung des Orchesters durchs Klavier war eine Enttäuschung; der Chor war nicht immer rein, die Solisten nicht immer beisammen, und Hr. Jordan in ihren Tönen so unbest, daß das Ohr des Hörers oft einen Eindruck hatte, wie ihr ein Auge von stimmern dem Licht erhält. Hr. Nawald war passabel, und Herr Domsänger Wollle erledigte seine zweite große Aufgabe an diesem Tage so gut wie die erste in dem neulich erwähnten „Gutenberg“. Diese vier Solisten hatten zusammen zehn Partien zu vertreten!

Zu den Sängerinnen, denen man ein ihre Mängel, zumal die uns so oft plagende Unfestigkeit der Töne überwindendes Studium wünschen möchte, weil sie im übrigen so gutes leisten, gehören auch die Holländerinnen J. DomeLa und W. van Ankm. Ihre Duett- und auch Solovorträge zeigten ein so ernstes Streben, mit einem Zug ins Herbe, daß wir sie gern als ständige und sich stets vervollkommnende Bereicherer unsres Konzertlebens begrüßen möchten.

Ueber die bereits in unsrem lokalen Teil gewürdigte Yvette Guilbert glaubte ich nicht erst ein spezifisch musikalisches Urteil hinzusetzen zu sollen; was mir jedoch von kundiger Seite über sie berichtet wird, macht dies trotzdem erforderlich. Danach versteht es diese Vortragskünstlerin, auch durch ihre Stimme, die eigentlich wenig Klang besitzt, so zu fesseln, daß man den Eindruck erhält, so müsse es sein. Der Charakter in ihrer Stimme, die Sicherheit des Tons und auch die Beweglichkeit der Stimme, verbunden mit der Natürlichkeit und Freiheit des Hervorströmens des Tons, fallen jedenfalls auf. Den durch Kunst zur höchsten Natürlichkeit gesteigerten (sogenannten „primären“) Ton könnte manche Sängerin von ihr lernen.

sz.

### Kleines Feuilleton.

— Die chinesische Schrift bildet eines der größten Hindernisse für das Eindringen abendländischer Ideen ins Reich der Mitte. Denn da sie ideographisch ist, also durch jedes Schriftzeichen einen bestimmten Begriff bezeichnend, und nicht phonetisch, so läßt sich darin alles, was den Chinesen bisher ferngelegen hat, immer nur recht unvollkommen ausdrücken. Fast ausnahmslos kann ein Chinese mit einem gedruckten Aufsatz über ihm fremde europäische Dinge gar nichts anfangen, sondern er muß sich von jemand, der Weisheit weiß, eine gründliche Erklärung dazu geben lassen. Theoretisch ist die Schwierigkeit freilich spielend aus dem Wege zu räumen: die Chinesen brauchen ja nur ihre tausend Schriftzeichen alle mit einander über Bord zu werfen und statt ihrer lateinische Buchstaben anzunehmen. Die alte Civilisation steht aber einer solchen Renouierung sehr im Wege, und es ist nicht abzusehen, wie das bald anders werden soll. Im einzelnen sind auf dem ange deuteten Wege schon gute Erfolge

erzielt worden. Die Chinesen haben eine an Ehen grenzende Verehrung für ihre Schriftzeichen. Die Verachtung, die sie gegen die Europäer hegen, entspringt zum nicht geringen Teile daraus, daß sie im Umgang mit Fremden fortwährend beobachten, wie sich diese so gar nicht um das Schicksal von weggeworfenem beschriebenen Papier kümmern. Das ist in ihren Augen einfach barbarisch. Sie selbst sammeln sorgfältig die kleinsten Fetzen, worauf chinesische Schriftzeichen stehen, um sie gelegentlich dem Feuergott zu überantworten. Reiche Leute glauben ein sehr gutes Werk zu thun, wenn sie auf ihre Kosten eigens Kulis durch die Straßen der Stadt schicken, um nachzugehen, ob auch irgendwo beschriebenes Papier liegt. In allen größeren Orten, ja selbst im Chinesenviertel von Hongkong sind hier und da Kasten angebracht, worauf die Mahnung steht: Verehrt bedrucktes Papier! In diese Kasten kann jeder, der vorbeikommt, Briefe oder andre Schriftstücke, deren er sich zu entledigen wünscht, hineinwerfen, und ist dann sicher, daß sie in Flammen aufgehen werden. Da die Schriftzeichen aus einer sehr verschiedenen Anzahl von Strichen bestehen, von einem bis zu mehr als zwanzig, so würde eine geschriebene oder gedruckte Seite einen höchst unsymmetrischen Eindruck machen, wenn man den einzelnen Teilen der zusammengefügten Zeichen dieselbe Größe geben wollte, wie den einfachen. Demnach jeder chinesische Lehrer nach Kräften entgegenzuarbeiten. Er sieht sorgfältig darauf, daß alle Schriftzeichen gleichviel Raum einnehmen; die Schüler müssen also lernen, die komplizierten zusammenzudrängen und die einfachen groß zu schreiben. Auf schöne und elegante Schrift wird im ganzen Reiche der Mitte viel gegeben. Gut geschriebene Schriftzeichen werden in mannigfachster Weise zu Verzierungen benutzt, weshalb Kalligraphen, die sich auf ihr Handwerk verstehen, überall reichlichen Verdienst finden. Weinahe in jedem Laden sind die leeren Wände mit Rollen von Papier geschmückt, woraus Verse aus den Dichtern oder geflügelte Worte aus den Klassikern stehen. Am beliebtesten sind die in antiker Form gehaltenen Aussprüche. Ferner läßt man sehr gern auf Porzellanvasen kalligraphische Sprüche anbringen. Besonders schöne Schrift wird auch wohl in die Bambusstäbe eingeschnitten, die dann einen Zierrat für die Wohnungen wohlhabender Leute abgeben. Die vier zum Schreiben notwendigen Gegenstände werden „die vier kostbaren Dinge der Bücherei“ genannt. Es sind dies Schreibpfeil, Tusche, Papier und Meißstein. Das beste Material für Schreibpfeil geben die Haare von Zobel und Füchsen ab; die Haare von Nehen, Katzen, Wölfen und Kaninchen benutzt man zur Herstellung von billigeren Pfeilen. Die Halter werden aus Zweigen von einer besondern Art Bambus angefertigt, die man eigens für diesen Zweck anpflanzt. Gute Schreibpfeile müssen weich, aber dabei doch elastisch sein. Auch der Meißstein spielt durchaus keine unwichtige Rolle. Auf schlechten Meißstein liefert selbst die beste Tusche keine zufriedenstellende Flüssigkeit. Die meisten in China gebrauchten Meißsteine sind aus Thonschiefer (Argillit), wovon es sehr verschiedene Qualitäten giebt.

In der Art und Weise, wie chinesische Knaben lernen müssen, die Schriftzeichen ihrer schwierigen Sprache zu schreiben, zeigt sich eine unbegreifliche Verkenning der Erfordernisse des praktischen Lebens. Statt nämlich die Schüler hauptsächlich Zeichen für Dinge lernen zu lassen, die ihnen im täglichen Leben vor die Augen kommen, quält man sie mit Versen aus der Zeit der Tangdynamie (620 bis 907 n. Chr.), so bald sie den Gebrauch des Schreibpfeils begriffen haben. Und das sogar in Dorfschulen! Von der Bedeutung dessen, was sie schreiben, haben weder die Bauernjungen noch die Knaben in den Städten die geringste Ahnung. Fragt man einen Chinesen nach dem Grunde für dieses in unsren Augen geradezu verrückte System, so wird er antworten, das sei immer so gewesen. Die Poesie der Tangdynamie sei hochberühmt, und deshalb könne kein Lehrer die althergebrachte Methode ändern, ohne sehr an Ansehen und an „Gesicht“ zu verlieren. Die bösen Folgen des schlechten Systems sind täglich mit Händen zu greifen. Hunderttausende von Schülern, die nur eine Elementarschule besucht haben, lernen bei ihrem Abgange größtenteils nur solche Schriftzeichen, die im praktischen Leben nicht zu gebrauchen sind. Daher die wunderliche Erscheinung, daß sie Verse, die mehr als tausend Jahre alt sind, aus dem Gedächtnis richtig aufschreiben, während sie bei der Abfassung des einfachsten Briefs oder bei der Aufnahme eines Inventars von Haushaltungsgegenständen die größten Fehler machen.

(Köln. Bzg.)

ie. Die Gewinnung von Ahornzucker. Der amerikanische Zuckersyrup (Acer saccharinum) mit seinen schönen rötlichen Blüten hat sich auch in Mittel-Europa in den letzten Jahrzehnten mehr und mehr eingebürgert, aber eine Verbreitung hat die in dem Namen des Baums ausgedrückte Eigenschaft des Zuckergehalts nur in dessen nordamerikanischer Heimat gefunden. Wegen der Billigkeit des Roh- und Milbzuckers liegt nicht gerade eine Notwendigkeit vor, die Zuckergewinnung aus dem Ahorn zu einer großen Industrie zu machen, aber in Kanada benutzen immerhin viele Besitzer von ländlichen Grundstücken eine kleine Pflanzung von Ahornbäumen dazu, den Zucker für ihren Bedarf selbst zu bereiten. Jede Pflanzung oder wie man dort sagt, jeder Busch besteht gewöhnlich aus 4—500, im Höchstfalle bis zu 1500 Bäumen. Jeder Baum liefert zwischen 450 und 1800 oder im Mittel etwa 1100 Gramm Zucker während eines Jahrs. Das erscheint recht wenig, aber es ist zu berücksichtigen, daß der Saftfluß, soweit er dem Baum ohne Schaden entzogen werden kann, nur 10 Tage bis höchstens drei Wochen anhält, in der Regel fällt er in

die Zeit zwischen dem 10. März und dem 20. April. In der Provinz Quebec besonders ist jeder Landwirt sein eigener Zuckerrafiner, und er kann sogar leicht noch etwas von dem Erzeugnis verkaufen. Hornzucker hat einen feinen und recht angenehmen Geschmack, der ein wenig an Honig erinnert. Die gesamte Menge dieses Zuckers, die in Kanada gewonnen wird, läßt sich nicht angeben, W aber jedenfalls nicht unbeträchtlich, da manche Landwirte bis zu 140 Centner jährlich aus ihren Pflanzungen ziehen. Uebrigens wird ein großer Teil des Safts nicht in eigentlichen Zucker verwandelt, sondern einfach als Syrup verbraucht. Die Gewinnung des Zuckers ist sehr einfach: Es wird zu der bestimmten Jahreszeit ein Schnitt in die Rinde der Bäume gemacht und unter diesem ein Behälter befestigt, in den der Saft hineinfließt. Ein einzelner Mann kann dieses Geschäft an 600 Bäumen während eines Tages besorgen. Etwas unständlicher ist die Einsammlung des Saftes, da jeder Baum zweimal täglich untersucht werden muß, ob es nötig ist, das Gefäß mit dem Zuckersaft auszulernen. Der gesamte Saft kommt schließlich in einen großen Behälter, wo man ihn zum erstenmale verdampfen läßt. Daraus entsteht der Syrup, erst bei einer zweiten Verdampfung entsteht der eigentliche Zucker, der aber nicht einen schönen weissen, aus kleinen Kryställchen zusammengesetzten Körper darstellt, sondern eine mannesliche, braune, körnige Masse bildet. —

**Aus dem Tierleben.**

— Der Girtig. Friz Braun schreibt in der Wochenschrift „Mercur“: Kaum eine andre Vogelart hat sich so biddiam erwiesen, wie die des Finken. Hier ist aus der Grundform ein zierlicher Feigig, dort ein behäbiger Kreuzschnabel oder gar ein schnabelgewaltiger Stirkfahnenbeizer geworden. In den beliebtesten Gestalten, in denen sich das Finkengeschlecht dem Menschen zeigt, gehört der kleine, gelbgrüne Girtig (*Fringilla serinus*). Das Vögelchen ist wie ein Eroberer von Südwesten her in unser Vaterland eingedrungen; zu Beginn unfres Jahrhunderts war es selbst im Wadischen ein seltener Gast und neuer zählt es schon bei Danzig zu den häufigen Brutvögeln. Zu den auffälligen sicher, denn wo der kleine Gefell sich ansiedelt, da hört man gar bald seine klirrende Weise, die fast dem Säwören einer Heuschrecke gleicht, da sieht man gar bald auch ihn selber in seinem gewandten Pizackflug von Baumwipfel zu Baumwipfel streichen. In seinem Landschaftsgeschmack ist der schmude Gefell dem altklassischen, italiischen Ideal tren geblieben. Das schaurige Dunkel der Wälder, die kalten Hänge der Berge meidet er, dort, wo die Natur „liebend und wiedergeliebt“ an den fremdlichen Menschen sich anschließt, wo Baumgänge und Gärten, Feldstücke und Baumgruppen abwechseln, dort ist sein Revier. Das Kind des Südens ist auch ein Freund der warmen Sonne, an die höchsten Aeste der Bäumen, die freiesten Zweige der hochstrebenden Tanne nistet es sich an, in der Luft sucht es den Gegner, den Rivalen in kühnen Wendungen, in blitzschnellen Flugmanövern zu überbieten. Klatscht aber der Regen ins Laubwerk, ähzen die Zweige unter dem Drange verspäteter Frühlingstürme, so scheint der lustige Vogel schier verschwunden zu sein und birgt sich in sicherem Versteck; ein solches Wetter ist nicht nach seinem Geschmack. Sein schmudes, sorgfältig nach bester Finkenmanier gebautes Nestlein wird der Sicher am ehesten finden, der den herkömmlichen Standort der Stieglitznester kennt, da der Girtig ebenso wie jener bunte Harlekin in hohen Astgabeln mittelgroßer Bäume zu stebeln pflegt.

Fallen im Oktober kalte Regen, legt sich nächtlicher Reif um Baumast und Blatwerk, dann zieht es das Hirngitterk, wie der Schwabe unser Vögelchen nempt, in wärmere Goue. Wahrscheinlich streicht er mehr west- als südwärts; in Holland beispielsweise hat man den Girtig nur im Spätherbst und Winter gefangen. In neuester Zeit sind auch, allerdings sehr vereinzelte Beispiele seines Uebervinterns im deutschen Quartier bekannt geworden. Der Liebhaber, der unsren Freund in den finsterebelebten Flugflüg setzt, wird an ihm sicher viel Freude erleben, namentlich wenn er am Dach des geräumigen Behälters eine Art Schaukel anbringt, um die herum der Girtig seine Flugkünste, seine Federmansartigen Pizackwendungen idlen kann. Nur darf man ihm nicht ungefüge, zänkische Gefellen geben, denn wenn das Gitterk auch kühn und mutig ist, hinfällig bleibt es doch, und ein einziger boshafter Biß kann uns leicht eines lieblichen Freundes berauben. —

**Aus dem Pflanzenleben.**

ss. Die künstliche Befruchtung der Pflanzen ist gelegentlich für den Gartenbau von größter Bedeutung. Man kann oft seitens der Blumenzüchter darüber klagen hören, daß es gar nicht gelingen will, von einem ausländischen Gewächs, das sie geru zu einer Gartenpflanze heranziehen möchten, Samen zu gewinnen. Auch wenn aus Hunderten von Sämlingen die besten ausgewählt und eine Befruchtung mit dem Blütenstaub einer minderwertigen Blume verhindert wird, so daß also ein ausgezeichnete Nachwuchs gesichert wäre, bleibt oft zur Enttäuschung des Züchters die Samenentwidiung ganz aus. Ein Mitarbeiter der „Gartenflora“ bringt diese Thatsache mit Bezug auf einige bekannte ausländische Pflanzen zur Sprache und giebt gleichzeitig das Mittel an, die Unfruchtbarkeit solcher Gewächse zu überwinden, so bei der kanadischen Flammenblume, bei einer südlichen Art des Kletterhalses, der virginischen Palmentilie (*Yucca filamentosa*) und andre. Woran liegt es nun, daß diese Pflanzen bei uns

keinen Samen treiben? Die Natur ist darauf bedacht gewesen, die Blüten vieler Pflanzen so zu gestalten, daß eine Selbstbefruchtung vermieden wird und daß vielmehr die Befruchtung durch den Blütenstaub anderer Exemplare bewirkt werden muß. Dazu sind nun gewisse Zwischenträger nötig geworden, die den Blütenstaub von einer Pflanze auf die andre schaffen. Als solche dienen hauptsächlich der Wind und die Insekten. Wind ist ja überall vorhanden, aber die Insekten, die oft genug auf eine Pflanze besonders eingeht sein müssen, um zur Narbe der Frucht zu gelangen, fehlen häufig, wenn das Gewächs an einen neuen Standort verpflanzt wird. In diesem Fall muß der Pflanzzüchter zur künstlichen Befruchtung schreiten. Lößner beschreibt, welches Verfahren er dazu bei verschiedenen Blüten anwendet. Bei der kanadischen Flammenblume faßt er den Blütenstern in der Mitte und reißt ihn vorsichtig auseinander, bis er die zwei- oder dreifach übereinander stehenden Staubbeutel bloßgelegt hat. Auf diese klopft er kräftig mit einem Pinsel, der sich dann mit gelbem Blütenstaub bedeckt, und geht damit zu andren Blüten derselben Art, die dem Verblühen nahe sind, reißt auch bei diesen die Röhre der Blumentrone bis auf den Grund auseinander, und betupft mit seinem Pinsel dort die Narbe des dreiteiligen Griffels. Am nächsten Tage ist diese Blüte gewöhnlich weft, das erste Zeichen, das die Befruchtung erfolgt ist. Mittels dieses Kunstgriffs ist es dem Pflanzzüchter gelungen, Hunderte von Früchten dieser Pflanze zu ernten, die sich sonst bei uns nicht fortpflanzt. Noch weit anziehender vollzieht sich die künstliche Befruchtung der virginischen Palmentilie, die ebenfalls bei uns niemals Samen ansetzt. Anfangs hatte Lößner damit keinen Erfolg, bis er sich darüber unterrichtete, wie in der Heimat der Pflanze deren natürliche Befruchtung erfolgt. Es giebt dort eine kleine Schmetterlingsart, die sogenannte *Pucca-Motte*, deren Weibchen die eingesammelten Pollen mit einer besonderen Vorrichtung am Müffel zusammenballt und sie dann auf einer andren Blüte durch die trichterförmige Vertiefung in die Spitze des Griffels hinstreift und so die Befruchtung der Narbe vermittelt. Wie gewöhnlich stellt das Tier für seine Nähe eine Gegenrechnung: Die Motte legt nämlich vorher ihre Eier in dem Fruchtknoten ab, und die sich daraus entwickelnden Räupchen bedienen sich eines Teils der gewachsenen Samen zu ihrer ersten Nahrung. Es besteht hier also gewissermaßen zwischen Pflanze und Tier ein fester Kontrakt von Leistung und Gegenleistung, indem jenes die Befruchtung zu vollziehen, dieses dagegen einen Teil ihrer Nachkommenschaft an die Nachkommenschaft des Tiers abzugeben hat. Lößner hat nun diesen Vorgang nachgeahmt, indem er mit einer Messeripige den Pollen in den Griffel der Blüte hineinstreift, gerade wie es die Motte mit ihrem Müffel thut, und auf diesem Wege hat er bereits Tausende von Samen der virginischen Palmentilie geerntet. —

**Humoristisches.**

- Vorsichtig. Bekannter: „Wie, Sie rasieren sich selbst; warum gehen Sie nicht zu dem Barbier, der bei Ihnen im Hause wohnt?“
- Heiratsvermittler: „Wissen Sie, das ist mir zu gefährlich... dem Menschen habe ich eine Frau besorgt!“
- Die Suppe. Schiffskapitän: „Sagen Sie einmal Kellner, was ist denn das?“
- Kellner: „Vouilloussuppe, Herr Kapitän.“
- Schiffskapitän: „Suppe? Na, dann bin ich meiner Lebtag auf lauter Vouillon gefahren.“
- Draftisch. Richter (bei der Verhandlung nach einer Anklage): „Der Angeklagte behauptet, er hätte Ihnen, als Sie das lagen, nur zwei Schritte gegeben?“
- Kläger: „Es net wahr, g'schuhplattelt hat er auf mir!“

**Notizen.**

- Paul Lindau beabsichtigt, in der Zeit vom 1. bis 16. Mai mit dem Ensemble des Berliner Theaters in Budapest zu gastieren, wo Hjörnsöns „Ueber unsre Kraft“ I. und II. Teil zur Aufführung gelangen soll. Falls das Stück in Wien von der Censur freigegeben wird, soll das Gastspiel auch auf das Wiener deutsche Volks-Theater ausgedehnt werden.
- „Das Niesenkind“, ein Schwan von Richard Manz, erzielte bei der Erstaufführung im Münchener Gärtnerplatz-Theater einen vollen Erfolg.
- Eine französische Operettengesellschaft wird vom 20. Februar ab im Theater des Westens gastieren.
- Sidney Jones Operette „Sam Loy“ geht am 16. Februar im Central-Theater zum erstenmal in Scene.
- Mascagni will seine Oper „Mascara“ in Paris und Wien unter seiner persönlichen Direction von einer italienischen Truppe auführen lassen.
- „Auf neutralem Boden“, eine Oper von Gramann, wurde im Hamburger Stadttheater beifällig aufgenommen.
- Eine „Röntgen-Ausstellung“ wird gelegentlich der 73. Naturforscher-Versammlung vom 22. bis 29. September in Hamburg stattfinden.